

*Gellner, Ernest: Nations and Nationalism.*

Basel Blackwell Publisher Ltd., Oxford 1984, 2. Auflage, 150 Seiten, £ 4,95.

Eine Nation ist eine soziale Gruppe, zusammengehalten durch den Willen zu ihrer Gemeinsamkeit, der sich auch in allen möglichen Bereichen wechselseitiger gesellschaftlicher Bezüge äußern muß; oder sie ist eine Gruppe, zusammengehalten durch gemeinsame Kultur, auf der Grundlage von Sprache, Siedlungsraum, behaupteter oder echter Abstammungsgemeinschaften usw. Beide Definitionen sind lange bekannt. Beide spricht Gellner an, weil sie im Nebeneinander wirksam scheinen. Was ist dann, in dieser Akzentuierung, eigentlich Nationalismus?

Hier ist für den Mitteleuropäer vielleicht doch eine definitorische Klärung vonnöten. Nationalismus, namentlich im deutschen Sprach- und Kulturbereich, um gleich die bewußte Doppelung zu verwenden, ist aus bekannten historischen Erfahrungen pejorativ. Nicht so überall und jedenfalls nicht bei Gellner: Nationalismus ist das Bestreben, politische und nationale Grenzen übereinzubringen, sich also gegen die Beherrschung durch „fremde“ Nationen ebenso zu wehren wie gegen die Durchdringung des eigenen Staatsgebietes durch Minderheiten. Insofern ist Nationalismus die wertfreie Bezeichnung einer bekannten politischen Kraft, in einer sehr einfachen, aber gedanklich recht effizienten Formel. Keineswegs wird jener Kraft Universalität zugesprochen: In einer vielleicht etwas abstrusen Gleichung setzt Gellner die rund 8000 existenten „Hochsprachen“ in Bezug zur bloßen Existenz von 200 Staaten in der Welt. Selbst vervielfacht scheint das nationale Streben in seiner Definition auf politischem Feld also offensichtlich nur unter bestimmten Bedingungen erfolgreich oder überhaupt nur „aufgewacht“ zu sein.

Gellners Definitionen erscheinen einfach, auf den ersten Blick sogar allzu einfach. Bei näherem Nachdenken erweisen sie sich als eine sehr solide Abstraktion von der hundertfältigen historischen Wirklichkeit. In diesem Zusammenhang ist es keine Selbstverständlichkeit, sondern bereits eine recht aussagenträchtige Feststellung, Nationalismus mit dem Streben nach einem Nationalstaat in Verbindung zu bringen. Trifft ja doch eine solche Aussage immer den Kern der Sehnsüchte, auch bei der Beteuerung bloßer Autonomie-Aspirationen. Die Akzentuierung auf ein solches politisches Endziel aber schließt in Gellners Modelltheorie eine vielfältige und etwa aus Studien Kohns und Lembergs auf mitteleuropäischer Grundlage nur allzu bekannte Entwicklung in ihren Varianten nicht aus, sondern ein. Zum Problem, und schließlich zum Sprengstoff in unserer Welt ist nun eben niemals der kulturelle und angeblich folkloristische Nationalismus geworden, sondern der politische.

Nationalismus ist also eine bestimmte politische Willensäußerung, aufs engste verknüpft mit demokratischer Selbstbestimmung. Aber er ist nicht vorgegeben, schon gar nicht „natürlich“, sondern das Produkt einer langen historischen Entwicklung. In diesem Zusammenhang spielen gewiß jene Umstände eine Rolle, die vor vielen Jahrhunderten Besiedlungsgrenzen entstehen ließen und vor einem Jahrtausend die europäischen Großherrschaften grundsätzlich konsolidierten; die insofern auch in einem langen Entwicklungsgang sprachliche Gemeinschaften schufen, Hochsprachen wachsen ließen und Dialekte in Rückzugsgebiete verdammt. Über

die Sprache als ein Vehikel der Fundamentalpolitisierung ließe sich vieles aussagen, auch vieles erforschen, weil doch unser Begriff von „Mitsprache“ allein schon darauf abzielt. Gellner tut das sporadisch, etwa mit dem treffenden Hinweis auf die Zusammenhänge zwischen Sprache und Reformation. Er hätte auch den Gang der europäischen Revolutionen mit ihrer Sprachpropaganda und ihrer engen Verbindung zu reformatorischen Anliegen im Rahmen der Christenheit bis zum 17. Jahrhundert, im Rahmen universalistischer Konzepte seit dem 18., ins Gespräch bringen können.

Aber das ist vielleicht schon ein allzu enger Eurozentrismus: Wie „die Revolution“ eben auch, so ist „der Nationalismus“ als ein Produkt der europäischen Entwicklung heute unter weltweiter Perspektive zu betrachten. Gerade eine solche Perspektive bietet Gellners Arbeit. Denn während der Nationalismus in Mittel- oder Osteuropa eher Historie ist, bildet er in weiten Teilen namentlich der vielberufenen Dritten Welt politische Gegenwart. Gerade dieser Dynamik entspricht auch Gellners Perspektive. Zwar ist er offensichtlich mit der mitteleuropäischen historischen Erfahrung vertraut, aber er ist geradeso bereit, immer wieder Exempel aus anderen Erdteilen beizusteuern, um seine Thesen daran zu messen.

Nationalismus, als voluntative und gleichzeitig kulturell definable Einheit, ist kein ungebrochenes Produkt der historischen Entwicklung. Das könnte man aus westeuropäischer Sicht mitunter irrtümlich annehmen. Er ist vielmehr, und hier werden mitteleuropäische, „habsburgische“ Erfahrungen ebenso virulent wie ein amüsantes Konstrukt vom Lande Ruritanien im Vielvölkerstaat Megalomanien, ein Ergebnis des fundamentalen Bildungsprozesses. Der aber wiederum geht einher mit dem Industrialisierungsprozeß. Die Industrialisierung ist in Historie und Gegenwart immer wieder als Staatsaufgabe aufgetreten, nicht als ein autonomes Werk des Kapitalismus. Gellner vergleicht die gesellschaftliche Entwicklung in einem freilich sehr groben Dreistufenmodell, nach den entscheidenden Verfahrensweisen der menschlichen Grundproduktion und nennt sie präagrarisch, agrarisch und industriell. In dieser Dreiteilung findet das neuere Europa seinen Platz. Es entfaltete im Zusammenhang mit der Industrialisierung, in einer bekannten Wechselwirkung, die nicht rekapituliert werden muß, eine bisher unbekannte Mobilität der Gesellschaft, deren Kommunikation abhängig wurde von einem möglichst fundamentalen Bildungsprogramm. Soweit eine Gesellschaft imstande war, nach Gellner, in diesem Programm eine umfassende Pyramide von der Grundschule bis zur Universität zu schaffen, war sie auch imstande, eine Nation zu bilden und Nationalismus in seinem Sinn zu entwickeln.

Interessant ist die Applikation dieser These etwa auf das Verhältnis von Deutschen und Tschechen in den böhmischen Ländern: dann zeigt sich nämlich, daß die Deutschen, zunächst als integrierender Faktor in einem übernationalen Großreich, erst verhältnismäßig spät Tendenzen zur Ausbildung von „Nationalität“ entwickelten, mit den Bemühungen um eine sudetendeutsche Identität in den Dreißiger Jahren, um die Errichtung eines städtischen und politischen Mittelpunktes in Reichenberg, die Übertragung der Prager Universität dorthin, mit territorialen Autonomieforderungen usw. Das gesamte Land haben sie niemals beansprucht. Nationale Rivalen der Tschechen sind sie in diesem Sinn nie gewesen. Die Ausbildung

einer eigenen Identität geriet aus allen möglichen Gründen nur schwach und fiel schließlich dem „Anschlußdenken“, damit der Integration in die deutsche Nation zum Opfer.

Die Bildung erhält bei Gellners Betrachtung eine zentrale Rolle in der Sozialordnung einer industrialisierten Gesellschaft (vgl. S. 32 ff., S. 64, S. 90). Damit erscheint auch die Funktion des Staates in anderem Licht: Nicht Webers klassische These vom Gewaltmonopol, sondern die Beobachtung des Bildungsmonopols rückt in den Vordergrund, eine Verschiebung von weitreichenden Folgen für viele Untersuchungen im einzelnen. Gerade im staatlichen Bildungsmonopol der europäischen Gesellschaft spielt sich allerdings heute eine interessante Variante ab: Die Forderung nach Berücksichtigung von Sprache und Volkskultur mit regionalistischem Akzent, bei den Rätoromanen, bei den Bretonen, den Basken, den Sorben und nicht zuletzt bei den deutschen Minderheiten in Polen, in Rumänien und der Sowjetunion. Einem solchen Regionalismus wäre nach Gellner nationalistische Kraft nicht zuzuschreiben. Immerhin sei er imstande, nationale Homogenität zu stören (S. 67), ohne daß sich das Ergebnis dieser Störung vorhersagen läßt. Allerdings wird in diesem Zusammenhang vielfach der nationalistische Anspruch nach Eigenstaatlichkeit weder erhoben, noch erscheint er im Hinblick auf die Formidabilität entsprechender ethnischer Gruppen realistisch.

Gellners Drei-Phasen-Einteilung gesellschaftlicher Grundstrukturen führt zu einer interessanten Auseinandersetzung mit dem Marxismus: Seine Urteile über eine agrarische Gesellschaft als im wesentlichen dezentralistisch (trotz später, gegenläufiger und insofern eben zukunftssträchtiger Zentralisierungstendenzen), unnationalistisch, weil sie als Elitenkultur sprachliche Barrieren pflegt, sind im groben Raster seiner Umschau unbenommen (S. 13). Es gibt keine Affinität zum Marxismus, denn nicht die Produktionsverhältnisse, sondern die gesellschaftlichen Verflechtungen sind entscheidend für die gesellschaftliche Ordnung, allerdings als ein Produkt aus vielfältigem Wechselspiel. Letztlich ist auch der vielberufene Klassenkampf nach Gellners Einsichten nicht dort virulent, wo sich Klassenbewußtsein im gegebenen Zusammenhang bildete, sondern dort, wo sich dieses Klassenbewußtsein mit Nationalbewußtsein verband. Also wirkte erst der Nationalismus für den Kapitalismus bedrohlich (S. 121). Insofern sind seine Bemühungen um gesellschaftliche Organisation eben auch nicht von proletarischen Revolutionen besiegt worden, sondern von nationalen: „Nur wenn eine Klasse in die Lage kommt, (mehr oder weniger) eine ‚Nation‘ zu werden, wird sie von einer Klasse in sich selber zu einer Klasse für sich selber, oder einer Nation für sich selber. Weder Nationen noch Klassen scheinen politische Katalysatoren zu sein: Nur Nationen-Klassen oder Klassen-Nationen sind es“ (S. 121). Demnach wäre auch die große Februar-Oktober-Revolution eben als russische Revolution zu betrachten. Im allgemeinen macht die Revolutionsgeschichte ohnehin die Einsicht in die Verbindung von sozialem und nationalem Bewußtsein leicht.

Die „Kongruenz von Kultur und Politik“ (S. 111) als spezifisches Kennzeichen der Moderne trägt als Einsicht Gellners weit über das Thema hinaus. „Das allgemeine Auftauchen von Modernität entwickelt sich um die Erosion von vielfältig kleinen Bindungen der lokalen Organisationen und ihren Ersatz durch mobile,

anonyme, literate, identitätsübertragende Kulturen. Gerade jene verallgemeinerte Bedingung machte den Nationalismus normativ und eingängig; und dem widerspricht nicht die gelegentliche Überlagerung dieser beiden Typen von Loyalität, der gelegentliche Gebrauch von Sippenbindungen für eine Art von parasitischer und teilweiser Adaption der neuen Ordnung in gewissen Nischen. Die moderne Industrie kann an ihrer Spitze paternalistisch oder nepotistisch sein; aber sie kann nicht ihre Produktionseinheiten auf der Grundlage von sippenmäßigen oder territorialen Prinzipien rekrutieren, so wie das die Stammesgesellschaft getan hat“ (S. 86).

Nationalismus ist solcherart nach Gellner mit der Industrialisierung so fest verbunden, daß es so wenig eine Alternative zu ihm geben könnte wie eben zu unserer modernen Wirtschafts- und Gesellschaftswelt. Und seine Zukunft? Gellner wagt auch hier vorsichtige Erwägungen. Sie weisen nicht in die Richtung einer kosmopolitischen Einheit.

Bochum

Ferdinand Seibt

*Michalka, Wolfgang / Lee, Marshall M. (Hrsg.): Gustav Stresemann.*

Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1982, XXVII + 465 S., DM 118,— (Wege der Forschung 539).

Gustav Stresemann, während der Zeit der Weimarer Republik kurzzeitig Reichskanzler und jahrelang Außenminister des Deutschen Reiches, war während des Ersten Weltkriegs Annexionist und Anhänger des uneingeschränkten U-Boot-Krieges, erhielt aber wegen seiner Verdienste um die Aussöhnung mit dem Westen 1926 den Friedensnobelpreis. Einer der Verfasser der Aufsatzsammlung stellt dazu fest: „Stresemanns Gesamtkonzeption orientierte sich *inhaltlich* am Machtanspruch des Deutschen Reiches vor 1914, seine Strategie *methodisch* an den Machtverhältnissen nach 1918. Diese aber ließen nicht zu, daß politische Wirklichkeit wurde, was er — im nationalen Interesse — fordern zu müssen glaubte.“ Diesen Standpunkt legte Stresemann — wenige Wochen vor dem Abschluß des Locarno-Vertrages — in einem Brief an den ehemaligen deutschen Kronprinzen dar. Bis man den Würger vom Hals habe, so Stresemann, müsse man finassieren und den großen Entscheidungen ausweichen. Karl Dietrich Erdmann, in dem ältesten der abgedruckten Beiträge, tut sein möglichstes, diesen Darlegungen den fatalen Beigeschmack zu nehmen. Nur: es wirft natürlich ein Licht auf die politischen und Machtverhältnisse in der Weimarer Republik, wenn der Außenminister der Republik, mit welchem *ad usum delphini* zubereiteten Argument auch immer, beim Erben der verflorenen Monarchie für sein politisches Konzept gut Wetter machen muß. Eine Erklärung dafür sind die Schwierigkeiten Stresemanns mit seiner eigenen Partei, der rechtsliberalen Deutschen Volkspartei (DVP). Die Revisionspolitik gegenüber Polen, für die Stresemann dem Reich die Hände freihielt, und die seinerzeit von der Sowjetunion in einer ganz anderen weltpolitischen Konstellation nicht unfreundlich betrachtet